

*Conrad von Hötzendorf, Private Aufzeichnungen. Erste Veröffentlichungen aus den Papieren des k. u. k. Generalstabs-Chefs. Bearbeitet von Kurt Peball.*

Amalthea-Verlag, Wien-München 1977, 352 S.

Conrad von Hötzendorf, der letzte Generalstabschef der Donaumonarchie, hat seine Erinnerungen an die Jahre 1906—1918 in einem fünfbandigen Generalstabswerk niedergelegt, das in den Jahren 1921—26 in Berlin erschienen ist. Die von ihm wenig geschätzte österreichische Republik legte ihm, anders als das Herrscherhaus seinem Vorläufer Benedek, keinerlei Schweigepflicht auf. Der Zusammenbruch einer vielhundertjährigen Tradition, der er 47 Jahre gedient hatte, ließ den alten Soldaten bis in seine letzten Monate nicht ruhen. Unablässig hat er sich mit der Vergangenheit und mit seiner Zeit auseinandergesetzt. Kurt Peball vom Österreichischen Kriegsarchiv stellte mit Erlaubnis der Nachkommen aus den in seiner Dienststelle verwahrten Notizbüchern des Feldmarschalls einen Band „Pri-

vate Aufzeichnungen“ zusammen, den der Wiener Amalthea-Verlag im Vorjahre herausbrachte. Es handelt sich um Skizzen zu einer Familiengeschichte, Anmerkungen zu politischen und militärischen Memoiren, die in den frühen zwanziger Jahren erschienen, Entgegnungen zur Kritik an seinen Büchern, Selbstprüfung und allgemeine Betrachtungen.

Da vielbändige Generalstabswerke gemeinhin nur von Fachgelehrten gelesen werden und diejenigen, die noch mit der Gestalt des wichtigsten Soldaten auf österreichischer Seite im Ersten Weltkrieg persönliche Erinnerungen verbinden, nun rasch dahinschwinden, muß man Herausgeber und Verlag für die leicht lesbare Publikation dankbar sein. Sie zeigt uns den Lenker der Armeen Österreichs gewissermaßen im Selbstgespräch und bietet unmittelbaren Einblick in die Gedanken, die ihn in seinen letzten Lebensjahren bewegten. Gewiß fehlt den Aufzeichnungen der stilistische Glanz Helmuth Moltkes und die Bildungsweite und Weltläufigkeit Otto von Bismarcks, die beide in ihren Schriften noch Nachfahren unserer großen klassischen Epoche waren. Wohl aber bezeugen die Seiten einen entschlossenen und starken Charakter, der über der Misere seiner Zeit stand. Etwas von der in Altösterreich stets mitschwingenden spanischen Tradition wird darin spürbar; so wird man an den Begriff *sosiego* erinnert, wenn Hötzendorf immer wieder die Gleichmütigkeit der Seele als das höchste Erfordernis für einen verantwortlichen Soldaten preist.

Seinen Kaiser Franz Josef nahm der um 22 Jahre Jüngere als gottgegeben hin; bei aller Unzulänglichkeit und Kaltherzigkeit bewahrte dieser am längsten regierende Habsburger doch die Würde seines Amtes. Die Distanz des Alters und die Bitterkeit des Zusammenbruchs lehrte Hötzendorf die Zeitbedingtheit aller politischen Formen. „Mir ist eine anständige Monarchie lieber als eine unanständige Republik, aber eine anständige Republik lieber als eine unanständige Monarchie“, schreibt er in sein Notizbuch. Der Staat und seine Erhaltung stand ihm über der Dynastie und sein wiederholtes Drängen nach einem Präventivkrieg entsprang der Einsicht, daß dieses übernationale Gebilde an der Südostflanke Europas um der Zukunft und Selbstbestimmung unseres Erdteils willen erhalten werden müsse und nicht der Herrschsucht und Laune eines halben Dutzend kleiner Nationen geopfert werden dürfe, die mit der Majorisierung der Andersnationalen auf ihrem Territorium sofort fortfahren würden. Es war eine alte Einsicht, die ihren klassischen Ausdruck bereits in dem Absagebrief Franz Palackýs an den Vorbereitenden Ausschuß der Deutschen Nationalversammlung in Frankfurt ein Jahr fünf vor Hötzendorfs Geburt fand. Wer die Nachfolgestaaten der Monarchie ein halbes Jahrhundert nach Hötzendorfs Tode bereist und deren überall noch erkennbaren Spuren bis in die Peripherie nachgeht, den überkommen Zweifel, ob die Völker in der Zwischenzeit und in ihrer gegenwärtigen Verfassung freier und glücklicher geworden sind.

Vom November 1906 bis zum Dezember 1911 war Conrad von Hötzendorf „Chef des Generalstabs der gesamten bewaffneten Macht“. Als solcher fühlte er sich nicht nur für die bestmögliche Form der Streitkräfte, sondern auch für deren günstigsten Einsatz verantwortlich. Angesichts der labilen inneren Verhältnisse der Monarchie und ihrer Bedrohung durch den expansionsstüchtigen Nationalismus

ihrer Nachbarn trat er mit Nachdruck dafür ein, Serbien und Italien, Österreichs Hauptgegnern, den Krieg zu erklären, solange Rußland durch die Revolution von 1905 geschwächt und dadurch militärisch handlungsunfähig war. Gemeinhin wird der Erste Weltkrieg als ein derart tiefer Einschnitt empfunden, daß man leicht vergißt, wie reich an kriegerischen Verwicklungen schon die ihm vorangegangenen Jahre gewesen sind. Für die Donaumonarchie war das Hegemonialstreben Rußlands am Balkan, das Drängen Serbiens nach der Adria sowie das Irredenta-Geschrei der Italiener eine Gefahr, die keine österreichische Friedenspolitik zu beschwichtigen vermochte. Es spricht für den politischen Instinkt Hötzendorfs, daß er ihr entgegentreten wollte, solange die militärische Lage für Österreich aussichtsreich war und es imstande gewesen wäre, ohne Erregung eines Weltbrands seinen Gegnern den überlegenen Willen aufzuzwingen. Gewiß hätten sich nach einem Sieg Österreichs über Serbien im Jahre 1908 weitreichende innerpolitische Auswirkungen ergeben, die auszudenken müßig ist, da geschichtliches Denken der Phantasterei verfällt, wenn es Alternativen zum Gang der Tatsachen auszumalen beginnt. Aber zur Würdigung einer Persönlichkeit gehört auch die Vergeblichkeit, das Scheitern ihres Mühens und Hötzendorfs bittere Notiz „Österreich-Ungarn, der Staat, der nichts wagte und gegen den man daher alles wagte,“ ist bedenkenswert.

Hötendorf hat im Jahre 1907 die Kriegserklärung gegen Italien und 1908 gegen Serbien gefordert, um zu verhindern, von einer Allianz der Mächte angefallen zu werden. Er scheiterte an dem gemeinsamen Widerstand des Außen- und Kriegsministers. Hötendorf spart nicht mit harten Worten gegen Aehrenthal — „ein eitler, maßlos eingebildeter Tropf“ (S. 63) —, der sich auf seine Friedenspolitik etwas zugute hielt, mit dieser Lässigkeit aber die Katastrophe von 1914 mit heraufbeschwören half.

Betont Hötendorf immer wieder die große Würde, die Franz Josef ausstrahlte, so legt er sich gegenüber seinem Nachfolger Karl keine Zurückhaltung auf. Er nennt ihn hinterhältig, wankelmütig, unüberlegt und verlogen, eine Knabennatur mit wenig guten und viel üblen Anlagen, einen Romulus des untergehenden Reiches. Er vermerkt seine unkönigliche Unpünktlichkeit, seine geringen Kenntnisse und die würdelose, gierige Art, mit der er nach einem Amte griff, für das ihm jede Vorbildung fehlte. Er betont seinen Mangel an Charakter — selbst den Kommunisten hätte er sich angeschlossen, wenn bei ihnen nur eine Krone zu erwarten gewesen wäre. Aber zugleich hebt er sein tadelfreies Familienleben hervor und seine Mäßigkeit in leiblichen Genüssen.

Hötendorf kam am 11. November 1852 in Wien zur Welt. Sein Vater, ein pensionierter Oberst, der noch an den Freiheitskriegen teilgenommen hatte, stammte aus Mähren, seine Mutter aus einem Brünner Bürgerhaus. Mit 11 Jahren trat er in die Kadettenschule ein; er absolvierte die Kriegsschule als Bester; sein steter und unaufhaltsamer Aufstieg in der Armee, den er seinem Fleiß zuschreibt, spricht für die positive Auslese, auf die man dort achtete, denn er war bestimmt kein willfähriger Charakter. Pflichtgefühl, Willenshärte und Fatalismus nennt er die Eigenschaften, die ihn geformt. Als Offizier nahm er an der nicht unblutigen Besetzung Bosniens und der Herzegowina im Jahre 1878 teil und an der Unterdrückung

eines Aufstands in Dalmatien im Jahre 1882. Ein Dezennium, von 1906 bis zum März 1917, mit Unterbrechung eines Jahres, stand er an der Spitze der bewaffneten Macht der Monarchie. „Österreich-Ungarn hatte in seiner Armee ein Kapital, das durch die Diplomatie verwirtschaftet wurde“, schreibt er, und an anderer Stelle: „Die größte Errungenschaft unserer Gegner ist es, daß sie sich das Recht auf den Militarismus gewahrt und gesichert haben.“

Seine Nüchternheit sagte ihm, daß eine Wiederherstellung der Monarchie nach dieser Niederlage eine Utopie sei. Die Scheidung der Nationen hielt er für irreversibel. Der Herkunft und Erziehung nach war er kein Nationalist. Um sich mit seinen Soldaten verständigen zu können, hat er vier Sprachen gelernt; nach dem Kriege versuchte er, sich das Englische anzueignen. In der Nationalität sah er ein moralisches Gut, das ein Volk zusammenhält und stärkt.

Aber blieb dem alten Soldaten nach dem Zusammenbruch seines Staates, dem Auseinanderlaufen seiner Armee und der Verhöhnung der Tradition, welcher er gedient, etwas anderes übrig als die Bindung an sein Volk? Inmitten der tobenden und hoffärtigen Nationalismen der kleinen Nationen klingt sein Bekenntnis zum Deutschtum nur folgerichtig. Im übrigen wirft er sich vor, in die Deutsche Oberste Führung zu großes Vertrauen gesetzt zu haben. Aus dem Weltkrieg sei kein bedeutender Heerführer hervorgegangen; gesiegt habe die Materialüberlegenheit. Daß diese beim Gegner lag, war die Schuld der Diplomatie. Die Deutsche Heeresleitung habe an der Marne versagt. In die Zusammenarbeit zwischen der deutschen und der österreichischen Kriegführung schlich sich zuweilen der alte Gegensatz Hohenzollern/Habsburg ein. Hötzendorfs Verhältnis zu Falkenhayn war nicht frei von Rivalitäten.

Das Reservoir seiner allgemeinen Ideen ist eher grobschlächtig. Vom blendenden österreichischen Geistesleben der letzten Jahrhundertwende drang offenkundig nichts in die höchsten Ränge der Generalität. Sozialdarwinismus, Agnostizismus, Schopenhauerscher Pessimismus, eine sehr rudimentäre Erkenntnistheorie, die Begründung der Unvermeidbarkeit von Kriegen, zudem ungeschickt vorgetragen — man wird seiner Aphorismen nicht recht froh. Er war weder Denker noch Schriftsteller und auf diesen Gebieten nicht einmal mit natürlichem Sachverstand begabt, wie seine gelegentlichen Bemerkungen zu Literatur und Philosophie offenkundig machen. Die sozialen Wandlungen im Gefolge des Krieges entgingen ihm nicht, denn er war kein Kastenmensch, doch sah er darin vor allem eine Wiederkehr des Gleichen. „Für den Trottel von ehemals fing der Mensch erst beim Baron an, für den Trottel von heute fängt er erst beim Sozialdemokraten an“, vertraut er grimmig seinem Notizbuch an. Aber er war nach allgemeinem Fachurteil ein begabter Truppenführer und strategischer Kopf, der auch über die Voraussetzung seines Handwerks nachdachte, inmitten der Leichtherzigkeit und des Treibenlassens, die ihn umgab, eine tragische Gestalt. Den Dank des Hauses Habsburg hat in letzter Stunde auch er erfahren. Aber was hätte er in den neunzehn Kriegsmonaten noch retten können? Die Monarchie war völlig am Ende, als sie das Revirement an der militärischen Führungsspitze vornahm. Es ist unwahrscheinlich, daß es ihm gelungen wäre, die auseinanderlaufende Armee aus Italien geordnet zurückzuführen, wie dies immerhin die Deutsche Oberste Heeresleitung im Westen vermochte.

Sein Verdienst bleibt seine Klarsicht und sein Charakter. Wir sollten ihm unsere Achtung nicht versagen.

München

Karl Jering